

# Die Möwe in der Schlucht

Anton Tschechow war gegen politische Revolutionen, hingegen wies sein schriftstellerisches Selbstverständnis durchaus revolutionäre Züge auf. In seinen Kurzgeschichten konzentrierte er sich auf das Wesentliche, in seinen Theaterstücken, die er oft als Komödien bezeichnete, auch wenn sie nichts Komisches an sich haben, stellte er die Menschen in ihrem Alltag, der oftmals alles andere als komisch war, in den Mittelpunkt. Mit seiner zurückhaltenden, nicht wertenden Erzählweise übte er grossen Einfluss aus auf die Entwicklungen der Kurzgeschichten und des Schauspiels, wie Michail Schischkin in seinem Essay ausführt, in dem er am Beispiel Tschechow aufzeigt, wie politisch die Literatur sein kann und dass sie uns auch heute noch einiges zu sagen hat.

/ Michail Schischkin /

Nach dem geschwätigen Dostojewski und nach Tolstoi, der sich nicht einmal in die längsten Sätze hineinzwängen konnte, verlieh Tschechow der Kurzgeschichte die volle Gleichberechtigung im Reich der Literatur. Nur das Wichtigste sollte im Text stehen, alles Überflüssige sollte weggeschnitten werden – als Gärtner wusste er, dass es für eine gute Ernte notwendig ist, überflüssige Triebe und Blüten abzuschneiden.

Die Zurückhaltung, die Verschwiegenheit des Autors lassen dem Leser, der Leserin Raum für Zusammenarbeit. Durch dieses Vertrauen erschafft Tsche-

chow seine Leserinnen und Leser. Passive KonsumentInnen verwandelt er in Co-AutorInnen, ohne die das «Wunder der Prosa» unmöglich wird. Einem Tschechow-Leser muss man nicht alles erklären. Thomas Mann, der Autor monumentaler Wälzer, widmete 1956 seinen letzten Text Tschechow und beklagte, dass er Tschechows Kunst des Verschweigens erst so spät entdeckt habe: Er vertraue, so Mann, dass der Leser die in der Erzählung fehlenden, unterdrückten «subjektiven», das heisst bekennenden Elemente, die sittliche Stellungnahme schon selbst ergänzen werde.

Tschechow ist als Autor nicht Richter über seine Figuren, sondern Zeuge; der Leser, die Leserin sind jene, die das Urteil fällen. Die berühmt-berüchtigte Tschechow-Pistole, die am Anfang einer Geschichte oder eines Theaterstücks auftaucht, wird natürlich losgehen, aber der Abzug muss vom Leser-Zuschauer betätigt werden.

Tschechow enthüllte die Verschwörung der Worte: Sie verhindern das Verstehen. Liebende schweigen, um Gefühle nicht mit Worten zu verletzen. Wer über Liebe schreibt, darf das Wort «Liebe» nicht verwenden. Abgenutzte Worte verschleichen die Gefühle. Man muss mit den «falschen» Worten durchdringen, um wahre Gefühle zu vermitteln. Tschechow hat diese Grundlagen des Schreibens in die Literatur eingebracht.

Über Tschechow wurde gesagt, seinen Texten fehle der tiefere Inhalt, den Tolstoi und Dostojewski haben. Zinaida

Gippius (1869–1945) urteilte: «Dasein ohne Sein», und meinte damit, dass es bei Tschechow um den grauen Alltag geht, um das Irdische, aber nicht um das Existenzielle. Das Gegenteil trifft zu: Tschechows Figuren straukeln im Alltag, aber was sie eigentlich quält, ist das Sein. Vladimir Nabokov (1899–1977) sagt es so: «Alle Geschichten Tschechows sind ein ständiges Stolpern, aber die Person, die darin stolpert, ist jemand, der in die Sterne blickt.»

Bei Tschechow dreht sich alles um das Sein, dessen einzige Existenzform der graue Alltag ist. Sein Bluthusten beseitigte die Illusion der eigenen Unsterblichkeit. Mit der Schwindsucht sass der Tod bei ihm am Schreibtisch. Demzufolge geht es in allen Werken Tschechows um das Leben angesichts des Abschieds. Wenn seine Charaktere vermeintlich über Unsinn sprechen, handelt es sich tatsächlich um Gespräche über die wichtigsten Dinge, über das menschliche Schicksal, über die Notwendigkeit, die verbleibenden Jahre in Würde zu leben.



Sein neues Verständnis von Prosa führte Tschechow zu einer anderen Kunst, die mit Worten arbeitet: zum Theater. Shakespeare hätte, nachdem er *Die Möwe* oder *Drei Schwestern* durchgeblättert hätte, wohl erklärt, dass der Autor nichts von der dramatischen Kunst verstehe. Diese Nicht-Theatralität des «inkompetenten Dramatikers» fiel vielen auf.

Nabokov hielt in seiner Vorlesung über Tschechow fest: «Und ich glaube auch, dass er mit der Kunst der Dramaturgie nicht genügend vertraut war, dass er nicht genügend Stücke studiert hatte, dass er nicht genügend Ansprüche an sich selbst stellte, was einige der technischen Methoden dieses Genres betraf.» Der Nobelpreisträger Iwan Bunin (1870–1953) schrieb seinem Kollegen Mark Aldanow (1886–1957) – die beiden Autoren führten in der Emigration einen Briefwechsel – über Tschechows Theaterstücke: «Seine Stücke sind mir immer fast verhasst gewesen. Ach, Tolstoi, Tolstoi!»



## Michail Schischkin

Der russisch-schweizerische Schriftsteller und Publizist Michail Schischkin (geboren 1961 in Moskau) kam 1995 in die Schweiz und lebt heute mit seiner Frau Evgeniya Schischkina und den Kindern in Kleinlützel (SO). Schon lange vor dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine hat sich Schischkin in zahlreichen Essays zu Putin und den gefährlichen Entwicklungen in Russland geäussert.

Seit dem 24. Februar 2022 ist er ununterbrochen schreibend und informierend unterwegs. Für die FRIEDENSZEITUNG hat er in der Ausgabe Nr. 44 vom März 2023 einen Essay zu russischen Soldaten in Internierungslagern in der Schweiz 1945 sowie in der Nr. 47 vom vergangenen Dezember einen zu Domenico Trezzini, dem Schweizer Architekten von Peter des Grossen, verfasst.

Bunins Urteil deckte sich mit jenem von Tolstoi, er bezog sich dabei auf Alexej Sergejewitsch Suworins (1934–1912) Tagebuch, wo Suworin Tolstois Meinung über *Die Möwe* nach einem Theaterbesuch im Februar 1897 wiedergegeben hatte: «Tschechows *Die Möwe* ist Unsinn, wertlos ... *Die Möwe* ist sehr schlecht ... Das Beste darin ist der Monolog des Schriftstellers, das sind autobiographische Züge, aber im Drama sind sie hier völlig unnötig.» Kritiker des Dramatikers Tschechow rühmten zwar den Prosaautor, glaubten jedoch, dass es sich bei den Theaterstücken um seine Kurzgeschichten handelte, die ungeschickt auf die Bühne geschmiert wurden.

Natürlich hätte Tschechow die Stücke «richtig» schreiben können, doch darin sah er keinen Sinn. Für ihn galt: Ein Künstler hört auf, ein Künstler zu sein, wenn er rückwärts geht. Tschechow war jedoch seiner Zeit voraus, also mussten ihn das Theater und das Publikum einholen. Dass das Moskauer Künstlertheater sein kreatives Know-how von der Prosa auf die Bühne übertrug und damit den Weg zur Kunst des 20. Jahrhunderts öffnete, war sein Glück.

In der Kunst der Dramaturgie sind Dialoge ein Mittel, um die Handlung voranzutreiben und Informationen zu übermitteln. Tschechows Dialoge handeln von nichts. Die drei Schwestern wollen nach Moskau, gehen aber nirgendwo hin, weil sie auf Godot warten. In Tschechows Prosa wird den Worten alles Wichtige entzogen, es geschieht zwischen den Zeilen – in die Sprache des Theaters übersetzt, fehlt alles Wichtige auf der Bühne, um im Zuschauer Raum wieder aufzutauchen. Auf der Bühne – der graue Alltag. Im Zuschauer Raum – die Existenz, das Sein. Wen wundert es noch, dass Tschechow im 21. Jahrhundert, gemessen an der Zahl der Theaterproduktionen weltweit, nach Shakespeare an zweiter Stelle steht?



Zu Tschechows Zeiten verlieh die Öffentlichkeit Autoren für das Schreiben von Romanen und für den Dienst am Volk den Titel eines «russischen Schriftstellers». Von ihm wurde erwartet, dass er diesen Verpflichtungen nachkommt. Etablierte Schriftsteller rieten dem Jungtalent beharrlich, die Kurzgeschichten aufzugeben und sich stattdessen an eine wirklich grosse Prosa zu setzen. Tschechow begann mit 27 einen Roman und



Titelblatt der ersten Buchausgabe (1901) der *Drei Schwestern*.

quälte sich mehrere Jahre damit herum. Allmählich gestand er sich seine Niederlage ein. Im Oktober 1888 schrieb er an Maestro Dmitri Wassiljewitsch Grigorowitsch (1822–1900): «Wenn der Roman schlecht herauskommt, ist mein Fall für immer verloren.» Schliesslich akzeptierte er die Niederlage – als Sieg. Als Tschechow die Idee eines Romans aufgab, fand er zu sich selbst. Heute liest die Welt Tschechows Kurzgeschichten und weiss nichts von Grigorowitschs Romanen.

Man wollte Tschechow nicht verzeihen, dass er dem Volk nicht gedient hatte. Nicht nur seine Feinde, sondern auch seine Freunde warfen ihm vor, dass er nirgendwohin «ruft» oder «führt». Das Fehlen einer «Ideologie» war für die russische Intelligenz ein schwerer Vorwurf. Im März 1890 nannte die Zeitung *Russkaja mysl* (Russisches Denken) Tschechow «einen Priester des prinzipienlosen Schreibens». Dies verletzte ihn. Er schrieb an den Herausgeber von *Rus-*

*sisches Denken*: «Ihre Anschuldigung ist Verleumdung. Dass nach Ihrer Anschuldigung nicht nur Geschäftsbeziehungen, sondern auch eine gewöhnliche flüchtige Bekanntschaft zwischen uns unmöglich ist, ist selbstverständlich.»

Tschechow lebte in einer Gesellschaft, in der es eine Schande war, gut zu leben, in einer Atmosphäre glühender moralischer Askese. Verlangt wurden Leiden, Prüfungen. Man musste dem Volk dienen. Die Gesellschaft erhob Anklage gegen Tschechow, und er musste in einer Sprache antworten, die für die «fortschrittliche Intelligenz» verständlich war. Der 30-Jährige reiste jedoch ans Ende der Welt zu den Ausgestossenen auf der Gefangeneninsel Sachalin. Weshalb gerade an diesen Tiefpunkt des russischen Lebens? «Sachalin ist ein Ort des unerträglichen Leidens, zu dem der Mensch fähig ist», wird er später schrei-

Fortsetzung Seite 22





Eine Redaktionssitzung des *Budilnik*. Tschechow ist als zweiter von links zu sehen.  
Eine Zeichnung aus dem Jahr 1885.

ben. Und weiter: «Die verklärten Sechziger haben nichts für die Kranken und Gefangenen getan und damit gegen das Hauptgebot der christlichen Zivilisation verstossen. [...] Nicht die Aufseher sind schuld, sondern wir alle, aber es ist uns egal, es interessiert uns nicht.»

Diese Reise ist also eine Deklaration, wie sie sich für einen russischen Schriftsteller gehört: Die Kunst weicht einem Schuldgefühl gegenüber den Menschen, gegenüber all dem Leid und den Benachteiligten. Die Sünde eines «wohlgenährten und sauberen» Lebens muss gesühnt werden. Die Karriere eines erfolgreichen Hauptstadtschriftstellers war etwas, wofür man sich schämen musste.

In Sachalin erfährt Tschechow nichts Neues über Russland, und was er gesehen hat, hinterlässt in seiner Prosa und seinen Theaterstücken kaum Spuren. Die wichtigste Konsequenz für seine Arbeit ist, dass er anfängt, Blut zu husten. 11'000 Werst (1 Werst entspricht in etwa 1 Kilometer) ohne Eisenbahn zu den Verlorenen und Sterbenden zu reisen, ist Gebotserfüllung. *Sachalin* – der Reisebericht erschien 1895 – ist kein Buch zum Lesen. Und schon gar nicht das Buch eines Schriftstellers – es ist die Erfüllung eines Gelübdes. Eine Antwort auf öffentliche Anschuldigungen. Ein Schutzbrief. Ein Freispruch für sich selbst.



Der Alltag, der das Sein nicht aufkeimen lässt, ist Russland. Seine Gedanken brachte Tschechow etwa mit den

Worten des Doktor Astrov (im Drama *Onkel Wanja*) zum Ausdruck: «Im Allgemeinen liebe ich das Leben, aber ich kann unser Leben nicht ertragen, unser Spiesserleben, und ich verachte es mit der ganzen Kraft meiner Seele.»

Für Hoffnung waren in der russischen Literatur in der Regel ungebildete Bauern, «Turgenjew-Mädchen» und die revolutionäre Intelligenz verantwortlich. Mit Tschechows Werken kam der Glaube an das Volk, die russische Frau und die Revolution ins Stolpern. Von früher Kindheit an wusste Tschechow, wie das russische Leben aufgebaut war – auf Lügen, Grobheit und Gewalt. Das verletzte ihn, ein Leben lang. Tschechow machte sich keine Illusionen über das «russische Volk», das von den Intellektuellen und Revolutionären, die sich für seine Befreiung opferten, vergöttert wurde: «Die Unverschämtheit und Trägheit der Starken, die Unwissenheit und der bestialische Zustand der Schwachen, schreckliche Armut, Unterdrückung, Degeneration, Trunkenheit, Heuchelei, Betrug überall.» (*Die Stachelbeeren*)

Tschechows Frauen rochen nach russischem Leben. Er war der Erste in der russischen Literatur, der es wagte, das romantische Bild der Frau zu zerstören, indem er sie fast zynisch vom Podest warf. Der Philosoph Lew Schestow (1866–1938) nannte ihn wegen seines realistischen Blicks auf die Menschen «ein gnadenloses Talent».

Tschechow verachtete sowohl die Macht als auch die Sklaven gleichermaßen. «Russland ist ein Land von abscheulichen Staatssklaven. Wir sind von Unter-

würfigkeit und Heuchelei durchtränkt. Unsere Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sind europäisch, aber unsere Entwicklung und unser Handeln sind asiatisch.» Seine medizinische Diagnose (Tschechow war Arzt): Das Land ist an Sklaverei in ihrer schlimmsten Form erkrankt – an unbewusster Sklaverei, an Sklaverei, die sowohl die Worte als auch den Körper durchdringt. Sklaverei ist wie Haut – es gibt keine andere, wir wurden darin geboren, wir leben in ihr.

Für Tschechow ist das Schlimmste an den Menschen ihre unschuldige, kindliche Unfähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Wundervolle junge Menschen wollen Russland und die Menschheit vom Despotismus befreien, sie wollen den Menschen Freiheit und Güte bringen – und sie werfen Bomben. So wie in *Ich will schlafen* ein müdes junges Kindermädchen ein Kind erwürgt, so wird Russland, während es eine glückliche, strahlende Zukunft aufbaut, später Millionen seiner Kinder im Gulag erwürgen. Zuvor wird die Dichterin Zinaida Gippius, nachdem sie von der Ermordung der Zarenfamilie erfahren hat, in ihr Tagebuch schreiben: «Der graue Oberst tut mir nicht leid.»

Die 1892 erschienene Erzählung *Krankenzimmer Nr. 6* hinterliess einen bedrückenden Eindruck. Wahrscheinlich fühlte sich jede Leserin, jeder Leser in einer Zelle eingesperrt. Nikolai Leskows (1831–1895) Verdikt lautete: «*Krankenzimmer Nr. 6* ist Russland, das ist Rus'!» Auch die Erzählung *In der Schlucht* dürfte diesen Eindruck hervorgerufen haben. Hier kennen die Menschen den Unterschied zwischen Gut und Böse, Wahrheit und Unwahrheit, Verbrecher und Polizei, Verwandten und Feinden nicht. Demzufolge leiden sie nicht an Gewissensbissen, sie gehen in die Kirche, aber sie kennen kein Mitgefühl. Die Schwachen müssen erledigt werden. Es gibt keine Nächsten, oder besser gesagt, die Nächsten sind die eigentlichen Feinde, und um unter Feinden zu überleben, ist alles erlaubt. So ist die Welt in der russischen Schlucht aufgebaut – nach dem Recht des Stärkeren. Das Leitmotiv der Geschichte lautet: «Alle sind von der Unwahrheit durchdrungen.» Die russischen Menschen sind verdorben, vom Leben korrumpiert und zu allem Bösen bereit.

In *der Schlucht* leben Menschen, die noch nicht Mensch geworden sind, die nicht sein sollten, aber sie sind. Sie befinden sich in einem Land, das nicht sein

sollte, aber es ist. Das Böse, das nicht existieren sollte, es existiert. Russland ist in der Schlucht. Niemand braucht jemanden. Wenn jemand jene bemitleidet, die keine Menschlichkeit gelernt haben, ist es nur der Autor. Das Dorf Uklejewo ist ein Symbol für Tschechows Russland. Nur Tschechows Russland?



Nachdem die russische Geschichte eine weitere Runde gedreht hat, ist Tschechow aktueller denn je. Wie zu Tschechows Zeiten ist das ganze russische Leben, von morgens bis abends, eine Demütigung der Menschenwürde. Aber was ist zu tun? Wie kann man in der russischen Schlucht leben und dabei sein Selbstwertgefühl bewahren? Und die Frage aller Fragen: Wie kann man dem Bösen widerstehen?

Die Antwort des «fortschrittlichen» Teils der russischen Intelligenz lautet damals wie heute: Das gute Volk muss von der schlechten Regierung befreit werden. Um eine demokratische Gesellschaft im Land aufzubauen, «haben sie Russland an die Axt gerufen». Im Kirschgarten der gleichnamigen Komödie klappern die Äxte. Dieselben Äxte werden in ein paar Jahren die neuen Eigentümer und Datscha-Besitzer abschlagen.

Doch Tschechow hält diejenigen, die glauben, dass das Volk gut und die Regierung böse ist, für blind. Menschen, die in der Unwahrheit leben und nicht wissen, wie sie anders leben sollen, werden dies unter jeder Regierung tun und so über Generationen hinweg einen Kreislauf des Bösen und der Gewalt schaffen. Wenn man einem Sklaven die Freiheit gibt, wird er ein Aufseher über andere Sklaven sein wollen. Man muss ihm die Möglichkeit geben, sich aus der Sklaverei in sich selbst zu befreien, «den Sklaven tropfenweise aus sich herauszupressen» (wie es Tschechow in einem Brief an Alexej Suworin, 1834–1912, formuliert).

Tschechow war angewidert von dem revolutionären Bewusstsein, der vereinfachenden Unterteilung der Welt in Freunde und Feinde: Wir und die anderen, Gut und Böse. An Suworin schrieb er weiter: «Die weite Welt ist gut. Nur eines ist nicht gut: wir. Wie wenig Gerechtigkeit und Demut wir haben.»

Tschechow beendet die Erzählung *Lichter* mit den Worten: «Man

kann nichts auf dieser Welt verstehen.» Dieses Eingeständnis des Unverständnisses, der Unkenntnis der Wahrheit ist eigentlich eine Herausforderung, eine Kampfansage. Der Schriftsteller stellt sich denjenigen entgegen, die behaupten, die einzige Wahrheit zu kennen und zu ihr zu führen.

Tschechow verteidigte das Recht, nicht zu verstehen, die Wahrheit nicht zu kennen, er verteidigte die Freiheit des Individuums und wandte sich gegen das totalitäre Bewusstsein, das sich sowohl in der patriarchalisch gesinnten Bevölkerung als auch bei der Intelligenz zusammenbraute. Er hasste die engstirnige, böswillige Intoleranz gegenüber Andersdenkenden, rebellierte gegen die Diktatur des «fortschrittlichen» Teils der Gesellschaft, der anderen seine Geschmäcker, Meinungen, Bewertungen, Vorstellungen von Gut und Böse aufzwingen nach der Devise: Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns. Seine Texte sind voller Abscheu vor Ideologien, Weltanschauungen, voller Hass auf Denkmuster, Stereotype. Lew Schestow bemerkte in seiner Arbeit über Tschechow: «Selbst bei Tolstoi, der ebenfalls keinen grossen Wert auf philosophische Systeme legte, trifft man nicht auf eine so ausgeprägte Abneigung gegen alle möglichen Weltanschauungen und Ideen wie bei Tschechow.»



Anton Tschechow (1860–1904), 1889.



Tschechow akzeptierte keine Parteinahme, er akzeptierte es nicht, wenn ein Mensch sich in einer gemeinsamen Idee auflöste, wenn er um einer Idee willen aufhörte, er selbst zu sein. Er sah, wie junge, wunderbare Menschen von den schönsten Ideen besessen und zu fanatischen Mördern wurden. Eugène Ionesco (1909–1994) hatte zu Tschechows Zeit sein Bild von den Nashornmenschen noch nicht geschaffen, aber Herden dieser Nashörner brüteten und grasten bereits in der russischen Ebene, und wenige Jahre nach dem Tod des Russen würden sie in einem blutigen Bürgerkrieg aufeinandertreffen.

Junge Menschen seiner Generation fanden eine höhere Wahrheit darin, ihrem eigenen Staat den Krieg zu erklären. Nach der Explosion im Winterpalast im Februar 1880 (Tschechow war 20 Jahre alt), bei der es viele zufällige Opfer gab, veröffentlichte das Exekutivkomitee von «Narodnaja Wolja» (Volkswillen) eine Proklamation: «Noch einmal erinnern wir ganz Russland daran, dass wir einen bewaffneten Kampf begonnen haben, nachdem wir durch die Regierung selbst dazu gezwungen wurden, durch ihre tyrannische und gewaltsame Unterdrückung aller Aktivitäten zum Wohle des Volkes. Wir erklären Alexander II. noch einmal, dass wir diesen Kampf so lange führen werden, bis er seine Macht zugunsten des Volkes aufgibt, bis er die gesellschaftliche Neuordnung der landesweiten verfassungsgebenden Versammlung überlässt.» Ihr Traum war eine demokratische Gesellschaftsordnung, die Achtung der Menschenrechte und ein Rechtsstaat. Ihr Traum wird der Traum russischer Jungen und Mädchen im 21. Jahrhundert sein.

Die Gesellschaft stand auf der Seite der Terroristen. Die Revolutionäre wurden im Gerichtssaal enthusiastisch begrüsst. Für Tschechow gab es jedoch keinen Zweifel: Sich mit einer Bombe gegen das Böse zu erheben, bedeutete, selbst böse zu werden. Und die Revolution, die Tschechow nicht mehr erlebte, eine ungeheure Katastrophe, von der sich das Land seit mehr als einem

Fortsetzung Seite 24

Jahrhundert noch nicht erholt hat, gab ihm recht.

Die Antwort des Schriftstellers an seine Generation und an alle, die in Russland für das Gute und gegen das Böse kämpfen wollen, ist *Die Geschichte eines unbekanntes Mannes*. Tschechow schrieb ein Werk, in dem die Hauptfigur ein Terrorist ist, die Handlung besteht in der Vorbereitung eines Terroranschlags. Ziel des Ich-Erzählers ist es, einen hohen zaristischen Beamten zu eliminieren. Zu diesem Zweck tritt er als Lakai im Haus des Sohnes seines Feindes in den Dienst. Durchdrungen vom Leben der Menschen um ihn herum beginnt er, ihnen zu helfen, rettet das Kind einer Frau in schwierigen Verhältnissen, zeigt menschliche Gefühle gegenüber seinen Feinden. Schliesslich weigert er sich zu töten. Und er weigert sich im Namen eines grossen, schönen Ziels zu opfern. Er beginnt, sein Leben und das Leben seiner Mitmenschen zu sehen und zu schätzen. Das Menschsein, das Mitgefühl für seinen Nächsten, seine eigene Würde sind wichtiger als «Ideen» und die Bereitschaft, den Tod über andere und sich selbst zu bringen.



Heroische Selbstaufopferung im religiösen Wahn statt mühsamer Alltagsbewältigung – das ist es, was Tschechow verabscheute. Weder Christus noch die «russische Idee» noch die Revolution können ein Land retten, das am Rande des Abgrunds steht. Tschechow sah nur eine rettende Brücke in die Zukunft: Zivilisation. Kultur. Erwachen der Menschenwürde. «In Elektrizität und Dampf steckt mehr Liebe zu den Menschen als darin, kein Fleisch zu essen und keinen Widerstand gegen das Böse zu leisten ...», schrieb er nach einem Besuch bei Tolstoi.

Tschechows Rezept besteht nicht darin, sich selbst und andere für eine noch so wunderbare Idee zu opfern, sondern darin, einfach ein anständiger Mensch zu sein und Gärten anzulegen. Er legte Gärten an, gründete Schulen und Bibliotheken, baute Krankenhäuser. Schrecklich fand er das Predigen und die Leidenschaft zur Selbstaufopferung, aber das andere Extrem war nicht weniger schrecklich: der Abstieg in ein sinnloses kleinbürgerliches Dasein. Er hasste gute Menschen, die unfähig waren, Gutes zu tun, denn er erachtete es als unwürdig,

zu leben, ohne bestimmte gute Taten für andere zu tun. Noch mehr irritierte ihn das Gerede über gute Taten, wenn keine wirkliche Aktivität vorlag.

In Melichowo richtete Tschechow für schmutzige, unsaubere Muschiks ein medizinisches Zentrum ein, nahm die Kranken auf und behandelte sie kostenlos. Er baute aus eigenen Mitteln ein Feuerwehrhaus für Bauern und drei Schulen für Bauernkinder. Er sorgte dafür, dass eine Strasse vom Bahnhof zum Dorf gebaut wurde. Er gründete Bibliotheken und kaufte Bücher für sie. Im armen vernachlässigten Melichowo pflanzte er etwa tausend Kirschbäume und bepflanzte kahle Waldflächen mit Tannen, Ahorn, Kiefern und Eichen. Auf einem sonnenverbrannten Grundstück auf der Krim pflanzte er Kirschbäume, Palmen und Zypressen. Tschechow schrieb in sein Notizbuch: «Ein Moslem gräbt für das Heil seiner Seele einen Brunnen. Es wäre gut, wenn jeder von uns eine Schule, einen Brunnen oder etwas Ähnliches hinterlassen würde, damit das Leben nicht spurlos in die Ewigkeit vergeht.»



Tschechow wollte an die Evolution glauben, daran, dass demokratische Strukturen die Macht der Gewalt und der Unwissenheit in der russischen Gesellschaft auf friedliche Weise ersetzen würden. Er war überzeugt, dass Russland ohne Verfassung nicht würde weitermachen können. Je näher er sich dem Tod fühlte, desto mehr wollte er glauben, dass in Russland endlich alles gut werden würde. Seine letzte Erzählung *Die Braut* endet mit einem beschwingten Schlusswort. Die Heldin verlässt ihr Zuhause: «Vor ihr lag ein neues Leben, weit, geräumig, und dieses Leben, noch unklar, voller Geheimnisse, faszinierte und lockte sie. Sie ging nach oben, um Koffer zu packen, und am nächsten Morgen verabschiedete sie sich von ihrer Familie und verliess lebendig und fröhlich die Stadt – wie sie glaubte, für immer.» Das Schlimmste, was der Schriftsteller sich für seine Heldin vorstellen konnte, war die Rückkehr in die Stadt, aus der sie weggehen würde. Doch was das Mädchen wirklich erwartete – ausserhalb des Buches –, lag ausserhalb von Tschechows Vorstellungskraft: Sowohl Tschechows Braut als auch das ganze Land erwarteten unvorstellbarer Hass, Schmerz und Blut.



Russland ist Tschechow nicht gefolgt. Seine Möwe blieb am Theatervorhang hängen und konnte nicht aus der Schlucht entkommen. Nach Tschechows Tod vergingen nur wenige Jahre, und die berühmte Mole von Jalta, wo einst die Dame mit dem Hündchen spazieren ging, wurde zum Schauplatz von Massenhinrichtungen.

Auf wessen Seite wäre Tschechow im Bürgerkrieg gewesen, wenn er nicht so früh gestorben wäre? Wie gut Tschechow sein Land kannte und dessen Zukunft voraussah, lässt sich heute noch nachlesen, wenn er etwa am 27. August 1888 in einem Brief an Alexej Nikolajewitsch Pleschtschejew (1825–1893) schrieb: «Unter der Flagge der Wissenschaft, der Kunst und des unterdrückten Freidenkens werden in Russland solche Kröten und Krokodile herrschen, wie sie selbst Spanien in den Tagen der Inquisition nicht kannte. Ihr werdet sehen!»



Tschechow war ein Patriot der Menschenwürde – eines Landes, das auf keiner Landkarte verzeichnet ist. Seine Helden träumten von einem Leben, das in hundert Jahren kommen würde.

Nabokov beendete seine Vorlesung über Tschechow so: «Im 21. Jahrhundert, wenn Russland hoffentlich ein ruhmreicheres Land sein wird als heute, wird von Gorki nur noch ein Name übrig bleiben, und Tschechow wird so lange leben wie Birkenhaine, Sonnenuntergänge und die Leidenschaft für Kreativität.»

An dem Tag, an dem eine russische Rakete in das Wohnhaus Nr. 134 in der Dobrowolski-Allee in Odessa einschlug, wurde in vielen Theatern in Russland Tschechow aufgeführt. Zehn Menschen starben, darunter drei Kinder. Zwei von ihnen waren noch nicht einmal ein Jahr alt. Die Säuglinge starben mit ihren Müttern. Ihre Bilder, lebendig und tot, sind im Internet zu finden. Als die verstümmelten Leichen unter den Trümmern hervorgeholt wurden, erklangen von der Bühne eines Moskauer Theaters die Worte aus *Onkel Wanja*: «Diejenigen, die hundert, zweihundert Jahre nach uns leben und uns dafür verachten werden, dass wir unser Leben so dumm und geschmacklos gelebt haben – die werden vielleicht einen Weg finden, glücklich zu sein.»